

Körper Macht Geschichte – Geschichte Macht Körper

Tagung des Bielefelder Graduiertenkollegs
„Sozialgeschichte von Gruppen, Schichten, Klassen
und Eliten“ im Zentrum für interdisziplinäre Forschung,
Bielefeld, 15.–17. Dezember 1997

Angelika Epple, Heike Uffmann

Körper, Macht, Geschichte – diese Begriffe lassen nicht nur eine Auseinandersetzung mit Theorien der Körpergeschichte und empirische Studien zu ihrem Wechselverhältnis erwarten. Mit ihnen lassen sich auch zwei provokante Fragen stellen: „Macht die Geschichte den Körper?“ und „macht der Körper Geschichte?“

Vor allem in Anschluß an die Vorträge von Philipp Sarasin und Ulinka Rublack bestimmten diese beiden Fragen die theoretische Diskussion der Tagung. In dem Bericht möchten wir zunächst auf diese Diskussion eingehen, die von einer Kontrastierung von Erfahrungs- und Diskursgeschichte ihren Ausgang nahm und in dem Versuch einer Verbindung endete (I). Der Schwerpunkt des Tagungsberichts soll jedoch auf einer Zusammenfassung der empirischen Arbeiten zum Thema Körpergeschichte liegen. 15 Vorträge werden jeweils in wenigen Zeilen umrissen, um die Bandbreite der körpergeschichtlichen Ansätze und Ergebnisse zu dokumentieren (II).

I. Diskursgeschichte versus Erfahrungsgeschichte?

Die erste Frage, ob die Geschichte den Körper mache, klingt einfach, ihre Bejahung liegt nahe. Das Verhältnis von Geschichte und Körper scheint somit bestimmt: „Geschichte macht Körper.“ Unabhängig davon, ob es eine körperliche *Essenz*, ein überhistorisches Etwas gibt, ist der Körper der Geschichtswissenschaft als Gegenstand nicht direkt zugänglich. Es ist die Geschichte, die uns den Körper als historischen präsentiert. So ließe sich ein Mimimalkonsens der Tagungsteilnehmer fassen.

Erst jenseits dieses Konsenses beginnen die Herausforderungen der Körpergeschichte, die Fragen der Geschlechtergeschichte nicht nur

neu aufnimmt, sondern weiterführt. Der Minimalkonsens verbirgt nämlich die dahinterstehenden und äußerst schwierigen Fragen danach, wie die Geschichte den Körper macht, wo und ob sich die Grenzen des Historischen ziehen lassen und nicht zuletzt, wie es sich dabei mit dem *Subjektiven* verhält.

Verdeutlichen läßt sich die Problematik an dem in der Geschichtswissenschaft immer wieder bemühten Gegensatzpaar von Diskurs und Erfahrung. Gerade der Körper, der vom Subjekt als *eigener* Körper empfunden wird, scheint die Grenzen einer Diskursgeschichte zu beschreiben. Er scheint auf das zu verweisen, was sich als *Eigentliches* hinter der Schrift befinde. Daß es diesen *wirklichen* Körper nicht geben könne, daß der Körper, eben weil er keine Essenz habe, nur in Zeichen lesbar sei, hatte Philipp Sarasin dagegen im Eröffnungsvortrag der Tagung thematisiert. In diesem Sinne sei Körpergeschichte keine Erfahrungsgeschichte, sondern Diskursgeschichte.

Mit dieser Gegenüberstellung, die Diskursgeschichte gegen eine *naive* Erfahrungsgeschichte abgrenzte, wurden freilich alte Gräben neu aufgerissen. Die Diskursgeschichte wurde von manchen Tagungsteilnehmer/innen mit einer Geschichte der Wissenssysteme gleichgesetzt. Sie griffen damit auf einen anderen Diskursbegriff zurück, als den von Sarasin im Anschluß an Foucault¹ eingeführten. Sarasin konzipierte nämlich im Gegensatz zu diesem Einwand die Wahrnehmung und Erfahrung von Subjekten ebenfalls als diskursiv strukturiert. Der Vorwurf, die subjektive Erfahrung des Körpers könne nicht in Sprachstrukturen aufgehen, zielt somit an Sarasins Argument vorbei.

Im Laufe der Tagung trat die Frage in den Vordergrund, wie die Körpergeschichte als Diskursgeschichte Zugänge zu eigenwilligen, subjektiven Artikulationsweisen und Wahrnehmungen von Leiblichkeit eröffnen könne.

Einen Schritt in diese Richtung ging Ulinka Rublack in ihrem Abendvortrag, in dem sie Körper- und Geschlechtergeschichte aus historisch-anthropologischer Perspektive betrachtete. Sie grenzte sich sowohl von einer bestimmten Richtung der Diskursanalyse ab – die den Körper als von Machttechniken beschriebene Folie begreift –, als auch von dem Versuch, „erlebte Frauenkörper“² zu skizzieren, wie es der erwähnten *naiven* Erfahrungsgeschichte entsprechen würde. Mit der historischen Anthropologie bot sie eine Möglichkeit, beide Positionen zu verschmelzen. Ihre Ausführungen blieben allerdings recht allgemein.

1 Sarasin bezog sich auf Foucaults Aufsatz „Nietzsche, die Genealogie, die Historie“ (1971), in: Von der Subversion des Wissens, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1978, 83–109. Foucault hatte darin nicht nur die Suche nach dem Ursprung als die Suche nach einem genau abgegrenzten Wesen einer Sache verworfen und satt dessen die Erforschung der Herkunft gefordert, die die Heterogenität dessen zeige, was man für kohärent hielt. Er hob zugleich auch die Bedeutung des Leibes hervor: ihm prägten sich nicht nur die Ereignisse ein, „am Leib löst sich das Ich auf“ (91). Mit Bezug auf diesen Aufsatz formulierte Sarasin seine Thesen: Da es kein Zurück zum Leib des einheitlichen Ich gebe, der Körper als Ganzer nicht gegeben sei, könne man nur über den beschrifteten Körper sprechen.

2 Rublack zitierte Yvonne Verdier, Drei Frauen: Das Leben auf dem Dorf, Stuttgart 1982.

Orientiert an einer Handlungstheorie, schlug sie vor, konkurrierende Wissensmodelle, z. B. über Leiblichkeit innerhalb des jeweiligen Aus Handlungsprozesses, mitzudenken³ und den Blick auf individuelle Aneignungsprozesse von Wissensbeständen und schließlich auf deren Versprachlichung zu richten. Sie selbst bezeichnete ihren Vorschlag als einen Versuch, Foucault und Barbara Duden zu verbinden.

Die Abschlusdiskussion greift die Gegensätze zwischen Diskurs- und Erfahrungsgeschichte erneut auf. Ute Frevert überlegte, ob und in welchen Bereichen – in Abgrenzung von diskursiven Wissensformationen der Medizin, des Rechts etc. – „gelebte Erfahrung“ zugänglich und thematisierbar sei. In der Körperlichkeit, als grundsätzliche Bedingung für menschliches Handeln und Erleben, liege das Potential, Sozial- oder Geschlechtergeschichte zu erweitern.

Ergebnisse der Tagung jenseits des oben genannten Minimalkonsenses können unseres Erachtens tatsächlich nur in einer theoretischen Verbindung zweier Konzeptionen von Subjektivität, wie sie in der Tagungsdiskussion immer wieder auftauchten, gefunden werden. Diese wurden häufig mit „Foucault“ (teilweise auch mit Judith Butler) versus „Duden“ oder „Postrukturalismus“ versus „Ethnosozologie“ etikettiert.

Trugen die Tagungsteilnehmer/innen dazu bei, die Körper aus verschiedenen historischen Perspektiven zu formen, so blieb die Frage, ob der Körper auch Geschichte mache, zumindest teilweise offen. Als „Motor“ geschichtlicher Entwicklung konnte er auf der Tagung nicht gefaßt werden. Als „Motor“ geschichtswissenschaftlicher Entwicklung dagegen hat er enorme Triebkraft bewiesen.

Zusammenfassung der Einzelvorträge

Sektion I: Der ideale Körper

In ihrem Vortrag „Körper malen. Der imaginierte Staatskörper im revolutionären Frankreich“ zeigte *Monica Juneja* (Bielefeld/ New Dehli), daß der „ideale Körper“ – als Metapher in Darstellungen der politischen Ordnung im revolutionären Frankreich – als Teil der Suche nach stabilen diskursiven Praktiken und nach einem Konsens über die Definition des aufsteigenden neuen Staatskörpers verstanden werden kann. Der weibliche Körper, den die Gebrauchsgrafik noch in revolutionären Handlungen zeigte, wurde schließlich vor allem als abstrakte, Begehren weckende Gallionsfigur dargestellt.

Über den Körper des Helden in Deutschland von 1813–1945 referierte René Schilling (Bielefeld). Anhand der Lebensgeschichten Theodor Körners und Manfred von Richthofens zeigte er die sich wandelnde Relevanz des Körpers für das populäre Deutungsmuster des Kriegshelden auf. Während die in der bürgerlichen Erziehung Körners ohne Zwang erfolgte *natürliche* Ausbildung des Körpers betont wurde, akzentuierten die Biographien bei Richthofen die *disziplinierte* militärische

3 Wie Sarasin bezog sich Rublack hier auf den Aufsatz von Foucault, „Nietzsche, die Genealogie, die Historie“ (1971).

Erziehung. Diese kulturellen Vorgaben kodierten die Wahrnehmung von schweren Kopfverletzungen der beiden *Helden*. Ein individuelles Schmerz-Empfinden war nur in Grenzbereichen möglich.

Alexandra Przyembel (Saarbrücken) referierte über die Konstruktion des jüdischen Körpers in „Rasseschande“-Verfahren zwischen 1935–1945. Der seit den *Nürnberger Gesetzen* vom 15.9.1935 legalisierten Verfolgung sog. „Rassenschänder“ lag die Sexualisierung antisemitischer Stereotype – wie z. B. das Bild der *Belle Juive* – zugrunde. Mit der sexualisierten Wahrnehmung des jüdischen Körpers ging die Konzeption eines „reinen Volkskörpers“ einher. Anhand von Fallbeispielen aus den Prozeßakten wurde die Wirkungsmacht dieser diskursiven Zuschreibungen konkretisiert.

Monika Dommann (Zürich) verband in ihrem Vortrag „Die Entstehung der Radiographie, 1895–1935“ traditionelle Wissenschafts- und Technikgeschichte mit neuen körpergeschichtlichen Fragestellungen. Am Beispiel der Radiographie, die Ende des 19. Jahrhunderts in die medizinische Diagnostik eingeführt wurde, untersuchte sie die Auswirkungen einer Repräsentationstechnologie auf den menschlichen Körper. Wie veränderten sich Körpervorstellungen und Körpertechniken, Wahrnehmungsformen und Sicht der beobachteten Patient/inn/en und der beobachtenden Ärzte, Röntgenschwestern und Naturwissenschaftler?

Sektion II: Der arbeitende Körper

Der Beitrag von Eva Pietsch (Bielefeld) analysierte (u. a. am Beispiel der USA) die Voraussetzungen, unter denen in der Arbeiterschaft Körperkonstitution, -befinden und -empfindungen thematisiert wurden. Selbstzeugnisse aus dem 19. und 20. Jahrhundert, volkstümliche, literarische und (arbeits-)medizinische Quellen werfen Licht auf Körpererfahrung als klassenspezifisch geformte Wahrnehmung. Die psycho-physische Vermessung menschlicher Arbeitskraft im *Taylorismus* und *Fordismus* verweist auf die Bedeutung arbeits- und betriebsnaher Beobachtungen als Zugang zum Thema *Körper und Arbeit*.

Den Blick auf die „Helden“ und die „Simulanten“ der stalinistischen Kriegspropaganda gerichtet, skizzierte *Susanne Conze* (Bielefeld) in ihrem Vortrag die utilitaristische Form, in der die Körper der Produktionsarbeiter/innen in der UDSSR der 1940er Jahre thematisiert wurden. Ausgehend von der Genese des stalinistischen Körper- und Menschenbildes konnten Gründe für die offensichtlich breite Akzeptanz dieses dichotomen Schemas (*Helden versus Simulanten*) aufgezeigt werden. Parteipropaganda legte dem/der Einzelnen nahe, daß allein sein/ihr Wille ihn/sie zu endloser Leistungsfähigkeit beflügeln könne. Doch dieser Anspruch stieß im Fabrikalltag immer wieder auf die körperlichen Grenzen der Arbeitskräfte.

Georg Goes (Bielefeld) befaßte sich mit „Körpertypen in den Branchenmilieus der Glas- und Porzellanindustrie“. Die Metapher des zerbrechlichen Körpers barg zugleich die Fragestellung des Beitrags in sich: Welcher Art ist die Wechselwirkung zwischen Arbeitswelten der Glas- und Porzellanarbeiter mit ihren spezifischen Arbeitsgegenständen

und -situationen und den hier arbeitenden Körpern? Gibt es körperliche Faktoren, die zur Identität diese Beschäftigungskategorie beitragen? Für eine Analyse von Milieukontinuität und Milieuerosionen erwiesen sich diese Fragestellungen aufgrund ihrer Subjekt- und Lebensweltbezogenheit als fruchtbar. Der spezifische Konstitutionstypus des „Hitzearbeiters“ wurde von milieufremden Berufslenkungsinstanzen konstruiert und gefordert; er manifestierte sich aber auch in der Selbstwahrnehmung der Beschäftigten.

Sektion III: Der verortete Körper

Der Vortrag von Torsten Freimuth (Bielefeld) verfolgte die „Körper- und Selbstthematization in der hoch- und spätmittelalterlichen Beichtpraxis“. Die von der Religionsgeschichte allgemein konstatierte Zunahme der Innerlichkeit des religiösen Empfindens im Hochmittelalter korrespondiert in der Bußpraxis auf bemerkenswerte Weise mit einer Aufmerksamkeit für den Körper. Parallel zu einer Akzentuierung der Motivebene im christlichen Sündenverständnis war die Reue zum zentralen Element der fröscholastischen Bußtheologie geworden und mußte nun im Sündenbekenntnis zum Ausdruck gebracht werden. Anhand von Beschreibungen des Beichtverfahrens wurde gezeigt, wie der Körper der Büsser bei der Exteriorisierung und Inszenierung von Emotionen und Gemütszuständen eine wesentliche Rolle spielte.

Heike Uffmanns (Bielefeld) Tagungsbeitrag thematisierte die sich im Verlauf der spätmittelalterlichen Klosterreformen wandelnden Ideale von Leiblichkeit. Rekurrierend auf die Zeit ihrer Ordensgründer sowie deren Regeln und Statuten für das gemeinsame Leben monastischer Gemeinschaften, forderten Reformmönche u. a., den eigenen Körper stärker zu reglementieren. Einige Gegnerinnen und Gegner der Reformen versuchten dagegen, die Observanzbestrebungen gerade mit dem Hinweis auf ihre leibliche Schwäche scheitern zu lassen. Die Forderungen nach strengerer körperlicher Zucht waren, ebenso wie Raumordnungen in Männer- und Frauenklöstern, geschlechtsspezifisch ausdifferenziert. Zu zeigen wie klosterreformerische Konzeptionen von Leib, Raum und Geschlecht ineinandergriffen, und wie diese von zu reformierenden Ordensfrauen rezipiert oder verworfen wurden, war ein wesentliches Anliegen des Vortrages.

Angelika Epple (Bielefeld) untersuchte die Autobiographie Johanna von Wallenrodts aus dem Jahr 1797. Indem von Wallenrodt ihren Charakter als unwandelbar beschrieb, bediente sie scheinbar die von Männern entworfene zeitgenössische Anthropologie der Aufklärung, nach der die Frau ahistorisch konzipiert wurde. Ein *close reading* zeigte jedoch, daß die Oberfläche des Textes von einer tiefer liegenden Ebene unterwandert wird, die der Lebensgeschichte dennoch eine Entwicklung einschreibt. Sie manifestiert sich an differierenden Körperkonzepten der bürgerlichen und der adligen Welt und kann als eine Verbürgerlichung bzw. ein Zur-Vernunft-Kommen beschrieben werden.

Carolin Länger (Bielefeld) entwickelte in ihrer ethnographischen Annäherung an sichtbare und unsichtbare Körpermilieus die Frage, inwie-

weit *Körper* kontextspezifisch ausgebildet werden. Sie gelangte zu dem Ergebnis, daß sie sich in unterschiedlichen Milieus situieren: in einem visuell orientierten „Beweisklima“ von Experten, als alltagsweltliche Körperoberflächenbeschreibungen oder als Körperdarstellungen in einer publikumsgerichteten Arena. Am Ende stand eine „Visualarchitektur“, in der „blinde Körper“ wieder sichtbar gemacht werden (müssen).

Sektion IV: Der beherrschte Körper

Anja Houvinen (Basel) verstand *Körper* in ihrem Beitrag „Klerikale Körper. Weltgeistliche in Andalusien um 1800“ als analytisches Werkzeug, mit dem sie die Manifestation und Produktion von Differenz untersuchte. Die soziale Differenz zwischen Klerikern und Laien wurde in den Körper der Geistlichen eingeschrieben, über die Fremd- und Eigenwahrnehmung dieser „Körper“ hergestellt und (institutionell) reproduziert. Sie betrachtete die Konstruktion und die (auszuhandelnde) Definition körperlicher Makellosigkeit als Kriterium für die Aufnahme in den Klerus sowie die Domestizierung eines als betrügerisch angesehenen Körpers, wie sie in den Handbüchern für (angehende) Geistliche vermittelt wurde.

Kenan Holger Irmak (Bielefeld) entwickelte seine Überlegungen vor dem Hintergrund der Frage, welche Rolle die Wahrnehmung des siechen Körpers beim Personal (Pflegerkräfte und Ärzte) von Altenpflegeanstalten für das Handeln dieser *Akteure* gespielt hat. In diachroner Perspektive richtete sich sein Erkenntnisinteresse darauf, Spuren von zeit- und kontextgebundenen Veränderungen in dem Verhältnis zwischen alten Menschen und dem Personal auszumachen. Insbesondere in der Kriegs- und Euthanasiephase als Test-, bzw. Extremfall ergaben sich mit Hilfe einer sprachlichen Analyse und historischer Einbettung Differenzen zwischen Äußerungen über alte und sieche Menschen, die auf den ersten Blick langlebige Stereotypen zu sein schienen.

Mit der Körpermetaphorik in der spanischen Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigte sich Antonio Sáez-Arance (Bielefeld). Aufbauend auf der klassischen Studie von Ernst H. Kantorowicz' „The King's Two Bodies“ versuchte er, der Geltung und Verbreitung organologischer Vorstellungen in der politischen Reflexion wie in der Praxis des spanisch-habsburgischen Herrschaftssystems nachzuspüren. Zusammenfassend ließ sich die Fortwirkung einer im Mittelalter entstandenen kulturellen Matrix politischer Selbstrepräsentation feststellen, die römisch-rechtliche, kanonische und moraltheologische Elemente vereinigt und sich als hinreichend funktional und flexibel gegenüber dem politischen Wandel erwies.

Árpád von Klímo (Berlin) referierte über die politische Bedeutung einer Reliquie im Ungarn des 20. Jahrhunderts. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte die Kommunistische Partei Ungarns, ihren Machtanspruch durch eine Umdeutung der Nationalgeschichte zu legitimieren. Das größte Problem bereitete dabei die Figur des heiligen Stephans, des ersten ungarischen Königs, der bisher als Symbol der Verankerung Ungarns im westlichen Abendland gedient hatte. Der Höhepunkt des Stephanstages war die alljährliche Prozession, während

derer die *Heilige Rechte* (Hand) Stephans durch Budapest getragen wurde. Eine körpergeschichtliche Perspektive legte Bedeutungen dieser Nationalreliquie frei und bot Erweiterungen für die zeithistorische Forschung.

Um die Diskussion über *Körper, Geschichte und Macht* nicht enden zu lassen, werden die überarbeiteten Vorträge im Frühjahr 1999 als Sammelband vom Graduiertenkolleg herausgegeben.